

Warum geht es mit der Biodiversität so rasch abwärts?



Der Rothirsch – der letzte wildlebende Grossherbivor (Grasfresser) in unserer Landschaft

Warum geht es mit der Biodiversität so rasch abwärts? Das hat sicher einiges mit unserem Verhältnis zur Natur zu tun. «Die Ethik, die wir brauchen, erreichen wir nicht, indem wir uns als Aliens auf diesem Planeten begreifen». Dies meinte der US-Biologe David Haskell. Aliens wären Wesen aus dem All, die sich invasiv benehmen. Ein Trennen des Menschen von der Natur ist spätestens im cartesischen Denken implementiert (René Descartes, französischer Philosoph, 1596-1650). Diese heute noch nachwirkende Weltanschauung erschwert unser Leben auf dem Raumschiff Erde. Ich vergesse die Aussagen eines Historikers und Politikers nicht, der mir bei der gewünschten Einrichtung einer Naturabteilung im liechtensteinischen Landesmuseum sagte, dass eine Monstranz und eine Ameise nicht zusammengehören. Diese Aussage unterschätzt, dass alle Lebewesen miteinander verwoben und verstrickt sind, egal ob es die aktuelle Forschung schon weiss oder nicht. Das trieft nach Anthropozentrismus. Sie ist die Position, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt und sie sieht den Menschen als Wesen mit dem grössten Wert. Aber selbst daraus liessen sich auch ethische Werte ableiten, die allerdings zunehmend verloren gehen. Ich meine wir brauchen auch einen Schuss Biozentrismus zum Überleben der Menschheit, indem alle Lebewesen moralisch berücksichtigt werden, wobei wir ja nur eines unter Millionen sind.

Ich staune immer wieder über die Überheblichkeit, die Impertinenz von uns Menschen im Verhältnis zur Natur. Ein Beispiel gefällig? Ich nehme für die weiteren Überlegungen eine Tierart, den Rothirsch. An der Nationalstrasse A13 im St.Galler Rheintal wurde vor einiger Zeit eine Wildtierpassage über die Nationalstrasse gebaut. Damit soll eine traditionelle Wildtierwanderung vom Säntisgebirge zu den Ostalpen in Vorarlberg wieder ermöglicht werden, eine weitere ist geplant. Das ist erfreulich und schafft einen gewissen ökologischen Ausgleich für die Auftrennung der Landschaft. Diese gebaute Ökobrücke über die Autobahn liegt nahe am Alpenrhein und auf der anderen Rheinseite liegt Vorarlberg. Der Rothirsch als letzter verbliebener Grosshervor in unserem Ökosystem, also der letzte grosse nicht domestizierte Grasfresser, den wir bei uns zeitweise ausgerottet hatten, müsste hier halsbrecherisch den Blockwurf als Ufersicherung am Alpenrhein überwinden und dann ans vorarlbergische Ufer schwimmen, was nicht unmöglich ist. Bei dieser an sich positiven Tat wurde bei der Planung vergessen, dass auf dem Gegenufer der Empfang unfreundlich sein wird. Dort muss der Rothirsch im Vorarlberger Talraum per Gesetz ausgerottet werden. Man nennt dies rotwildfreie Zonen. Da ist Vorarlberg nicht allein. Auf die Spitze getrieben wird dies im deutschen Bundesland Baden-Württemberg. Seit 1958 sind dort 96% des Bundeslandes rotwildfreie Zone. Als Begründung dafür gelten Schädigungen in der Land- und Forstwirtschaft. Das Rotwild darf nicht wie sonst jede Tierart seinen Lebensraum selbst suchen und bestimmen. Einzig auf 4% der Landesfläche sind sie erlaubt.

In einer Studie für Baden-Württemberg wurde nun nachgewiesen, dass diese Isolation der Tierart bereits starke negative Auswirkungen auf die genetische Vielfalt hat. Innerhalb der wenigen Populationen gehen durch Inzucht immer mehr genetische Anlagen verloren und zwischen den Populationen gibt es keinen Austausch. Man spricht hier von einem Beginn eines Aussterbensprozesses. Man meint nun, das Problem mit einem Tieraustausch regeln zu können. Neben dem konsequenten Erhalt geeigneter Biotope haben wir inzwischen in der Naturschutzforschung gelernt, dass die Stärkung des Lebensraumverbundes bedeutsam ist. Man benützt hierfür das technische Wort der «ökologischen Infrastruktur», die nun gemäss Biodiversitätsstrategien massiv ausgebaut werden soll.

Wir bleiben bei der gleichen Tierart. In den Ostalpen wird das Rotwild vielerorts über den Winter in Gattern gehalten. Das sind eingezäunte Teilbereiche von Jagdrevieren, in denen das Rotwild vom Herbst bis Frühjahr durch die dort praktizierte Winterfütterung zusammengezogen wird. Ein Nebensatz sei hier erlaubt: ich mag Zäune nicht, egal ob gegen oder für das Wild oder die Menschen eingesetzt. Man will mit diesen Wintergattern Wildschäden ähnlich wie bei den rotwildfreien Zonen mindern. Es werden dadurch die Lebensbedingungen des Rotwildes verändert und dies stellt einen gravierenden Eingriff in die Lebensbedingungen dar. Ich finde es zudem entwürdigend, diese Tiere so in einer partiellen Zoonhaltung zu «managen». Wildbiologische Kenntnisse setzen sich hier gegen die Interessen der Forstwirtschaft und der Jagd nicht durch. Und wie sollen wir das Funktionieren von Ökosystemen verstehen, wenn wir Teile ihrer Glieder verbannen? Wir brauchen im Gegenteil alle noch rekrutierbaren Grossherbivore – also zusätzlich Wisent und Elch, der Auerochse ist ausgestorben – wie auch die Grossregulatoren Bär, Wolf und Luchs, um ihre Einflüsse in den vergangenen Jahrhunderttausenden, also weit vor dem Eingreifen des Menschen, zu verstehen. Entnehmen wir aus dieser komplexen Struktur wichtige «Player», so verfälschen wir die Entwicklungen. Oder einfach gesagt, der Hirsch war weit vor dem Menschen da.

Ich erachte es als impertinent zu bestimmen, wo welche Tierart leben darf, und dies ohne Bezug zu einem Wissen über die Natur. Wir frönen einem Narzissmus unserer eigenen Besonderheit und betrachten Natur so, als ob wir nicht dazugehörten. Damit gefährden wir uns selbst.

Ich habe hier das Rotwild als Projektionsfläche genommen. Wer rechtfertigt unsere Verfügungsmacht über diese Art? Es ist ja in Wirklichkeit noch viel schlimmer: was wissen wir eigentlich über die anderen Arten? Recht wenig. Forstliche und jagdliche Dogmen überschatteten die Wildbiologie, die solche Dinge erforschen sollte. Der Verhaltensforscher Frans de Waal fragte im Titel eines Buches: Are we smart enough to know how smart animals are? Sind unsere Forschungsmethoden dem ganzen Spektrum artspezifischen Vermögens überhaupt angepasst? Ich bezweifle dies. Ich meine, dass all zu viel vom Menschen als Projektion zum Erforschenden überschwappt. Es bleibt auch hier das Problem des Anthropozentrismus. Es erscheint unlösbar, wenn der Mensch sich nicht aus der menschlichen Perspektive lösen kann. Der Mensch hätte aber die Möglichkeit, sich von gewissen Zentrismen zu lösen. Die neue Verhaltensforschung zeigt, dass andere Arten ebenfalls Anlagen zum «Geistigen» aufweisen: Emotion, Intelligenz, Werkzeuggebrauch etc. Unsere Spezies-Arroganz gilt es zu hinterfragen. Der Anthropozentrismus hat uns in eine gefährlich entfremdete Position gebracht. Wir sind wie bereits erwähnt die Aliens auf dem Planeten. Wir betrachten die Natur so, als ob wir nicht dazu gehörten. In unserer Biodiversitäts-Debatte, die das sechste planetarische Massensterben verhindern möchte, müssen wir neue, auch biozentrische Sichtweisen integrieren. Es ist dies eine verlorengelungene Ethik, Demut vor der Schöpfung, der Eigenwert der Natur ohne monetäre Betrachtung, die Emotion, die Lebensfreude, die wir in unsere technische Sprache wieder einführen sollen. Das alles wird in der Kommunikation zur Biodiversitätsfrage bedeutsam werden.

Mario F. Broggi, 11. Juni 2023

NB: Diese hier dargelegten Gedanken erfolgen in Form eines Essays ohne Quellenangaben. Ich möchte aber festhalten, dass zwei Beiträge mich zu obigen Überlegungen unmittelbar anregten. Es ist dies der Beitrag «Wir sind Aliens auf der Erde» des Physikers Eduard Kaeser in der Neuen Zürcher Zeitung vom 20. Mai 2023 sowie die Pressemeldung der deutschen Wildtier-Stiftung zum Rotwildmanagement in Baden-Württemberg vom 8. Juni 2023, wo das Rotwild seine genetische Vielfalt verliert.



Rotwild auf der Suche nach einer Passage durchs Werdenbergische... (Foto: Rainer Kühnis)